



Papst Franziskus im Petersdom 2016

Scorpio Onasati / AP

# NICHT VON DIESER WELT

## RELIGION

Skandale zerreißen die katholische Kirche, der Muff von Jahrhunderten vertreibt mehr Gläubige als je zuvor. Doch die alten Männer an der Spitze halten fest an dem, was immer so war. Wie soll das gut gehen?

**E**ine Stadt, einst Hort des Katholizismus. Eine Immobilie, 10 000 Quadratmeter groß. Eine Institution, 453 Jahre alt. Doch die Zukunft des Priesterseminars St. Bonifatius inmitten der Altstadt des Bischofssitzes Mainz ist ungewiss.

Tausende Priester haben hier, hinter der Barockfassade aus rotem Sandstein, ihren akademischen Schliff bekommen. Im Erdgeschoss hängen die vergilbten Gruppenfotos der Anwärter vergangener Jahrzehnte. Je jünger die Bilder, desto kleiner die Grüppchen. 1965 studierten 139 Seminaristen, aktuell sind es 9. Die Zahl der Priesterweihen sank im selben Zeitraum von 19 auf 2.

Alexander Deick, 21, ist im fünften Semester dabei. Spricht er außerhalb der Mauern von St. Bonifatius über seinen Berufswunsch, stößt er häufig auf Unverständnis: »Ich habe schon das Gefühl, mich rechtfertigen zu müssen.« Wenn er dann erkläre, Priester zu werden sei seine »Bestimmung«, lenkten die meisten zwar ein. Doch Deick blickt der Realität ins Auge: »Die Kirche hat ein großes Imageproblem.«

Das Seminar ist so weitläufig, dass St. Bonifatius mit seinen rund 70 Wohneinheiten, den zwei Kapellen und dem riesigen Speisesaal hoffnungslos überdimensioniert ist.

Schon seit Längerem wohnen dort auch Studierende der Katholischen Hochschule sowie Freiwillige, die ein Jahr lang in Kitas und Pfarrgemeinden aushelfen, quasi zur Untermiete.

Priester ist ein Mangelberuf. Und die Zahlen werden von Jahr zu Jahr dramatischer. 2020 erhielten in den 27 deutschen Bistümern 67 Männer die Priesterweihe. Vor 20 Jahren waren es 154, vor 30 Jahren 295. Noch leisten sich die Bistümer ihre eigenen Nachwuchsprogramme, doch damit wird es bald vorbei sein. Die Bischofskonferenz will die Ausbildung auf drei, vier Orte konzentrieren. Und Mainz hofft, eines dieser Reservate zu werden.

Gut 150 Kilometer rheinabwärts, die Türme des Kölner Doms in Sichtweite, ein ganz anderes Bild. Hier geben sich Gläubige in einem neobarocken Kuppelbau buchstäblich die Klinke in die Hand: Amtsgericht Köln,

Zimmer 37. In dem Sitzungssaal finden sonst Zwangsversteigerungen statt.

Petra, 54, Angestellte einer Bank, ist pünktlich um 10.40 Uhr an der Reihe. »Katholisch?«, fragt die Rechtspflegerin hinter der riesigen Plexiglas-scheibe. »Ja«, antwortet Petra. Einen Augenblick später brummt der Drucker, ein Papier fällt in den Ausgabeschacht. Eine Unterschrift, ein kurzes »Auf Wiedersehen«.

30 Euro Gebühr und ein nicht mal fünfminütiger Verwaltungsakt beenden, was Petra ein Leben lang wichtig war: die Mitgliedschaft in der katholischen Kirche.

Sie denkt immer noch gern zurück an die alten Zeiten, an die Morgenandachten um 5.30 Uhr und das gemeinsame Frühstück, bevor es in die Schule ging. An die Kinderfreizeiten an der Ostsee, die sie als Betreuerin begleitete. An ihr Engagement in der katholischen Hochschulgemeinde während des Jurastudiums.

Doch mit der Kirche in ihrem aktuellen Zustand kann sich Petra nicht mehr identifizieren: »Das System ist überholt.« Auch von Papst Franziskus ist sie enttäuscht, dem Ruf eines innovativen Reformers sei er nicht gerecht geworden. »Wahrscheinlich hat er es nicht leicht mit einem Haufen alter Männer um sich herum, die geistig im Mittelalter leben.«

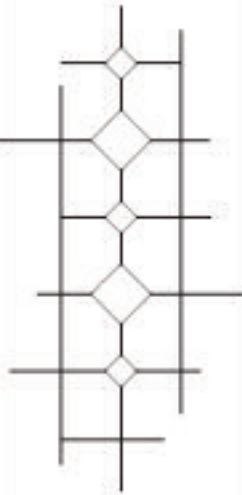
Nach der Bankangestellten Petra ist Thomas dran, 57, Wissenschaftler in einem Forschungsinstitut, aufgewachsen in Bayern, jeden Sonntag ging es damals in den Gottesdienst. Über die Jahre habe er sich immer weiter von der Kirche entfernt, sagt er, oder sie von ihm: »Deren hohe Würdenträger spiegeln nicht die Gesellschaft wider.« Toleranz und Menschlichkeit seien die Werte, für die er einstehe, sagt Thomas. Deshalb habe ihn die Aufarbeitung des Missbrauchsskandals im Erzbistum Köln »fassungslos« gemacht.

Zehn Jahre lang war in dem mit heute 1,9 Millionen Mitgliedern größten Bistum der Republik der alltägliche Missbrauch kleingeredet, geleugnet, vertuscht worden. Der Schutz der Institution ging über den Schutz der Opfer. Und als Kardinal Rainer Maria Woelki eine externe Untersuchung aus Datenschutzgründen im März 2020 nicht öffentlich machte, brachen in Köln die Dämme.

Seitdem weiß sich das für Kirchenaustritte zuständige Gericht vor Anfragen nicht mehr zu retten. Erst stockte es die Zahl der Termine von 600 auf 1000 pro Monat auf, im Februar dann auf 1500. Die Slots wer-



**Priesteranwärter Deick:** »Ich habe das Gefühl, mich rechtfertigen zu müssen«



»ES SIND  
DIE  
TREUES-  
TEN DER  
TREUEN,  
DIE  
DAVON-  
LAUFEN.«

den online vergeben, zwei Monate im Voraus, an jedem Ersten ab 0 Uhr. Zuletzt, am 1. Mai, war morgens um 9.45 Uhr der Juli ausgebucht.

Wer an einem beliebigen Freitagvormittag im Amtsgericht die Abtrünnigen nach ihren Motiven fragt, bekommt einen ganz guten Überblick, was faul ist im Reiche Franziskus'.

Für Kai, 27, Ingenieur, Termin um 11.40 Uhr, war Woelkis Krisenmanagement nur ein letzter Anlass zum Handeln: »Diese Kirche ist seit 100 Jahren nicht mehr zeitgemäß; im Vatikan sitzen Menschen mit viel Macht, die sie nicht aufgeben wollen.«

Nele, 32, Psychotherapeutin, Termin um 12 Uhr, hat bei ihrer Arbeit in einer konfessionellen Klinik das Leid eines Arztes gesehen, der sich aus Angst vor Anfeindungen und Jobverlust nicht traute, seine Homosexualität offen zu leben: »Ich möchte kein System unterstützen, hinter dem ich nicht mehr stehen kann.«

Menschen, die von der Fahne gehen, weil ihnen die Kirche gleichgültig ist oder weil sie die Steuer sparen wollen, gibt es von jeher. Dieser Tage aber wenden sich viele ab, gerade weil sie eine enge Bindung zu Gott empfinden, weil sie Nächstenliebe ohne Schranken schenken wollen, weil sie keiner Organisation angehö-

ren wollen, die auch im 21. Jahrhundert noch an der Struktur einer absolutistischen Monarchie festhält.

Für manchen ist das ein schwerer Schritt. Bevor Heinz-Jürgen, 54, Termin um 10 Uhr, das Amtszimmer betritt, bekennt er: »Mir geht es nicht gut. Ich habe Angst, dass ich in die Hölle komme.« Das sei kein Scherz, schiebt er hinterher und verschwindet hinter der dunklen Holztür.

Zu wenig sei passiert, seit 2010 der Missbrauchsskandal in der katholischen Kirche ruchbar wurde, das sagen fast alle. Und Gründe, die Institution für abgehoben oder ignorant zu halten, bietet sie seitdem reichlich: Etwa wenn, wie in Limburg, ein Bischof sich in seine Residenz bronzenen Fensterrahmen für 1,7 Millionen Euro einbauen lässt, die Modernisierung des Baus weit über 30 Millionen Euro verschlingt. Wenn andererseits, wie in Hamburg oder Mainz, angesehene katholische Schulen aus wirtschaftlichen Gründen aufgegeben werden. Wenn, wie aktuell in Speyer, gegen Ordensschwester eines Kinderheims wegen mutmaßlicher sexueller Vergehen ermittelt wird.

Doch auch abseits solcher Affären, im religiösen Kerngeschäft, so der Vorwurf, werde auf die Wünsche und Erwartungen der Gläubigen nicht eingegangen: die Rolle der Frauen in den Pfarreien, der Umgang mit gleichgeschlechtlichen Paaren, die überkommene Sexualmoral.

Deshalb ist die Abkehr von der Kirche kein Problem nur des Erzbistums Köln, keine Bewegung gegen den Traditionalisten Woelki. Es ist eine Massenflucht, eine Abstimmung mit den Füßen, bundesweit.

2019 haben sich in Deutschland 272 771 Katholiken abgemeldet, so viele wie nie zuvor. Neuere Zahlen gibt es noch nicht, aber der Trend scheint sich zu beschleunigen. Für das erste Quartal 2021 melden auch Bischöfe wie Mainz, Speyer und Würzburg höhere Austrittszahlen als im Vergleichsquarter des Vorjahres. 22,6 Millionen Katholiken gab es 2019 noch in Deutschland, rund zwei Millionen weniger als zehn Jahre zuvor.

»Ich kann den Frust der Ausgetretenen zu 100 Prozent nachvollziehen«, sagt einer, der seit 30 Jahren in der Kirche aktiv ist – und zwar in einer so herausgehobenen Position, dass er seinen Namen hier nicht lesen möchte; nennen wir ihn also den Theologen Meier. Er liebt seinen Job und würde die Institution gern retten. Aber seit ebenjahren 30 Jahren, beklagt Meier, habe sich »so gut wie nichts verändert«. Die Austrittswelle

sei »das Ergebnis jahrzehntelang ausgesessener Strukturreformen«.

Und diese Welle werde von den Kirchenoberen unterschätzt: »Es sind nicht mehr nur die Randkatholiken, die davonlaufen«, sagt der promovierte Theologe. »Es sind die Treuesten der Treuen.« Jene Gläubigen also, die die Kirche am Leben und am Laufen halten, oft unentgeltlich, im Ehrenamt. Meier: »Es ist eine Kernschmelze in Gang.«

### Der Befund: Nicht vertrauenswürdig

Deutschland ohne die katholische Kirche, das ist nicht nur spirituell schwer vorstellbar, es wäre auch praktisch schwierig. Allein im Erzbistum Köln betreibt sie 664 Kitas und Kindergärten, 282 Heime, 366 Büchereien und 43 Krankenhäuser. Vieles von dem, was an sich zur Daseinsvorsorge des Staates gehört, leisten die Kirchen, die katholische wie die evangelische. Zum Teil jahrhundertalte Verträge garantieren beiden Institutionen Macht, Autonomie – und per annum mehr als eine halbe Milliarde Euro aus der Bundeskasse. Diakonie und Caritas sind nach dem Staat die größten Arbeitgeber im Land. Bevor sich mancher Bürgermeister mit der Kirche anlegt, überlegt er also erst einmal, welche Verantwortung sie ihm abnimmt, von der Kinderkrippe bis zum Seniorenstift.

Andererseits hat die Coronakrise gezeigt, welche Rolle der Klerus im gesellschaftlichen Diskurs aktuell spielt: nahezu keine. Er ist fast unsichtbar und unbedeutend. Und das im größten Menschheitsdrama seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Pandemie geriet zur Stunde der Virologen, der Intensivmediziner, der Psychologen und Ethiker – nur nicht zur Stunde der Geistlichen, des Fachpersonals für Leben, Leiden und den Tod.

Die deutschen Bischöfe mussten sich vorwerfen lassen, sie hätten Sterbenden in Pflegeheimen und Krankenhäusern die Sakramente verwehrt. Begehrten sie auf, als 2020 Gottesdienste ausfallen sollten? Sie nahmen es hin, als wäre der Kirchgang ein Freizeitvergnügen wie der Besuch eines Kinos oder Fußballstadions. Im Shutdown war der Klerus stummer als Friseur oder Hoteliers.

Man muss ja nicht gleich dem Philosophen Peter Sloterdijk folgen, für den sich in Coronazeiten eine zunehmende Nutz- und Funktionslosigkeit der Kirche offenbart hat. Es reicht schon festzustellen, dass kaum ein Oberhirte mit Verve, Charisma oder Autorität im Wettstreit der Meinungen und Interessen durchdrang. Der Grund scheint simpel: Wer die Restbestände an Glaubwürdigkeit verspielt hat, dem wird nicht mehr geglaubt.

Dem wird nicht einmal mehr zugehört.

Anders lässt sich eine Onlineumfrage von Civey kaum interpretieren. Im Auftrag des SPIEGEL befragten die Meinungsforscher rund 1000 Katholiken, für »wie vertrauenswürdig« sie ihre Kirche halten. 56,5 Prozent von ihnen hielten sie für »weniger« oder »gar nicht vertrauenswürdig«. Nur 30 Prozent sehen sie als »sehr« oder »eher vertrauenswürdig« an. Au-

ßerdem fragte Civey genauso viele ehemalige Katholiken – von ihnen haben 91,5 Prozent wenig oder gar kein Vertrauen mehr in die Kirche, aus der sie ausgetreten sind.

Ihr Bedeutungsverlust spiegelt sich auch in den Antworten auf die Frage wider, welche Rolle »die Institution der katholischen Kirche in ihrem Leben« spiele: Für 52 Prozent spielt sie eine eher kleine oder gar keine Rolle. Bei den Ex-Katholiken sind das 95,6 Prozent.

Die Sprachlosigkeit der Kirchenoberen ist offenbar von vielen Mitgliedern bemerkt worden. Mehr als die Hälfte beklagt, die Kirche sei »ihrer gesellschaftlichen Verantwortung während der Coronapandemie« nicht gerecht geworden. Nur etwa jedes vierte Mitglied sieht die Verantwortung wahrgenommen.

Bei fast allen Antworten fällt auf, dass das Urteil über die Kirche keine Altersfrage ist. Kritik üben junge Menschen in beinahe gleichem Maße wie Katholiken mittleren Alters oder Senioren. Leichte Unterschiede gibt es hingegen beim Geschlecht: Frauen sind noch unzufriedener als Männer.

### Die Reaktion: Grätsche vom Papst

Georg Bätzing, 60, der oberste Vertreter der katholischen Kirche in Deutschland, weiß, dass sich Dinge ändern müssen. »Jeder Kirchenaustritt tut weh«, sagte er im Februar. Es sei eine »Reaktion auf ein skandalöses Bild der Kirche, das wir derzeit abgeben«. Deutlicher kann Selbstkritik kaum sein. Seit gut 14 Monaten ist der Bischof von Limburg auch Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz (DBK). Von seinem Vorgänger Reinhard Marx erbt Bätzing ein Gesprächsformat, das dabei helfen soll, Lehren aus dem Miss-

brauchsskandal zu ziehen und Reformen einzuleiten: den »Synodalen Weg«.

Nachdem Ende 2018 eine DBK-Studie zum Missbrauch durch Geistliche 1670 Beschuldigte und 3677 minderjährige Opfer zwischen 1946 und 2014 identifiziert hatte, sah Marx die Notwendigkeit, die Debatte zu öffnen. Im Synodalen Weg tauschen sich die 68 Bischöfe nun mit normalen Gläubigen aus, mit Vereinen, Initiativen oder, wie man im Kirchendeutsch zu sagen pflegt: mit Laien.

Bätzing, der sich selbst als »kirchlich bis in die Knochen« bezeichnet, sieht sich als Vermittler zwischen den Fortschrittlichen und den Konservativen in der Bischofskonferenz. Welchem Lager er zuneigt, bewies er einmal mehr vor dem Ökumenischen Kirchentag vorige Woche. Einwänden aus dem Vatikan zum Trotz warb er für eine ökumenische Mahlgemeinschaft: »Ich verwehre einem Protestanten nicht die heilige Kommunion.«

Auf vier Themen haben sich die Bischöfe und die im Zentralkomitee der deutschen Katholiken organisierten Laien für den Synodalen Weg verständigt: Macht, Sexualmoral, Zölibat und, nach langer Debatte, die Frauenfrage. Denn Bätzing hält die Mitwirkungsmöglichkeiten der Frauen für »entscheidend«.

Das wiederum sehen die Bewahrer der reinen Lehre ganz anders. Ein Bischof wandte gleich in der ersten Versammlung ein, dass es doch eigentlich kaum Frauen gebe, die zum Priestertum berufen seien. Ein anderer zog sich aus dem Gesprächskreis zu »Sexualität und Partnerschaft« zurück, weil die überwiegend liberale Haltung der Diskutanten nicht seiner entspreche. Und der Kölner Kardinal Woelki brandmarkte den Synodalen Weg als »quasiprotestantisches Kirchenparlament«.

Reformideen ventilieren und dann außer heißer Luft nichts produzieren – darin hat die katholische Kirche viel Erfahrung. Schon vor einem halben Jahrhundert, bei der Würzburger Synode, stand alles auf der Agenda, vom Herrschaftssystem des Klerus bis zur Enthaltensamkeit der Priester. Allein, es blieb bei großen Worten. Und wenn einer wie der Saarbrücker Theologe Gotthold Hasenhüttl tatsächlich neue Fakten schuf und in einem seiner Gottesdienste Protestanten die Hostie reichte, wurde er abgestraft. Sein vorgesetzter Bischof entzog ihm 2006 die Lehrerlaubnis.

Auch der jüngste Versuch eines Aufbruchs scheint zum Scheitern verurteilt. Kaum hatten sich die Gremien des Synodalen Wegs verabredet, räumte Papst Franziskus zwei der vier Themen de facto schon wieder ab: In seinem Schreiben »Querida Amazonia« gab er zu verstehen, dass Frauen niemals zu Priesterinnen geweiht werden dürften und dass es zum Zölibat keine Alternative gebe.

Der extreme Priestermangel in weiten Teilen Brasiliens hatte die dortige Kirche zu einem Hilferuf Richtung Rom veranlasst: In manchen Gemeinden am Amazonas könnten Gottesdienste nur dreimal im Jahr stattfinden. Weiheämter für verheiratete Männer und Frauen zu öffnen komme trotzdem nicht in-

## Selig, die doch glauben

Anteil der Befragten, die ...

... die katholische Kirche für **nicht vertrauenswürdig** halten, Angaben in Prozent



... die **Aufarbeitung der sexuellen Missbrauchsfälle** durch die katholische Kirche als negativ bewerten



... der **Aufhebung des Zölibats** zustimmen



... sich **mehr Rechte und Ämter für Frauen** (etwa als Pfarrerin) in der katholischen Kirche wünschen.



Quelle: Civey-Umfrage für den SPIEGEL vom 4. bis 8. Mai; Befragte: rund 1000; Stichprobenfehler: +/- 5,5 bis 5,8 Prozentpunkte

Austritte aus der katholischen Kirche

1995  
**168.244**

2010  
**181.193**

2014  
**217.716**

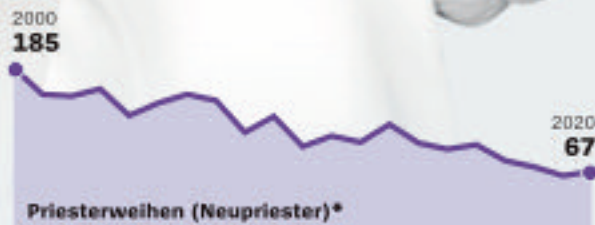
2019  
**272.771**

Sexueller Missbrauch am Canisius-Kolleg in Berlin wird publik.

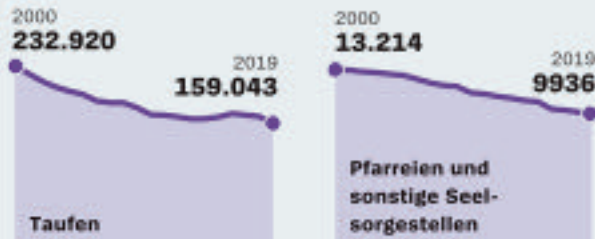
Umstellung beim Kirchensteuereinzug auf Kapitalerträge und Skandal um Tebartz-van Elsts teuren Bischofssitz

# Himmel hilf!

Katholizismus in Deutschland

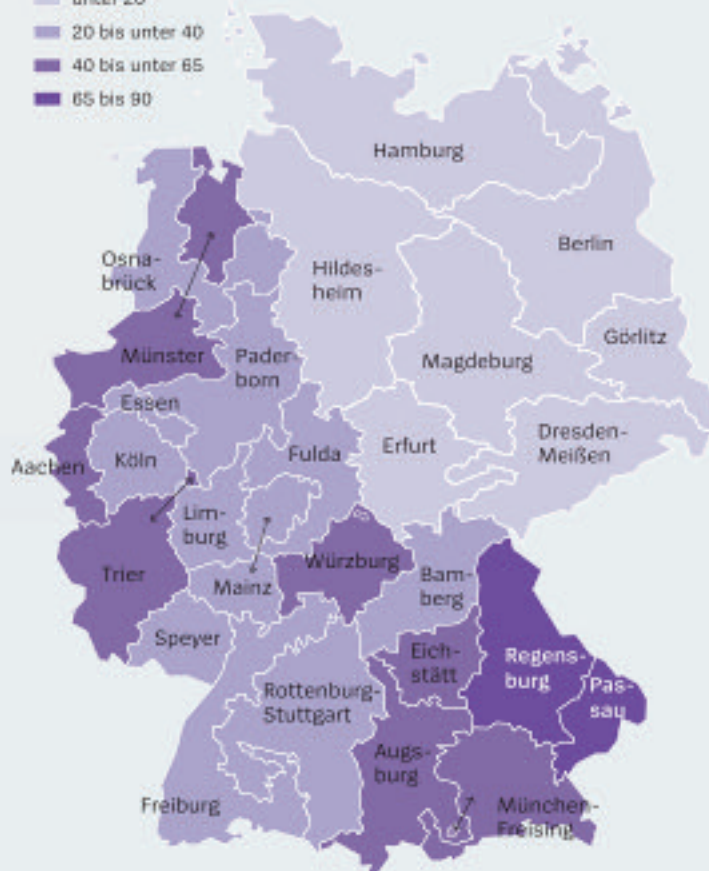


\* jeweils mit Ordenspriestern



Anteil Katholiken an der Gesamtbevölkerung in Prozent, nach Bistümern, 2019

- unter 20
- 20 bis unter 40
- 40 bis unter 65
- 65 bis 90



AN MANTUS/STUTTGART

frage, postulierte Franziskus. Damit ist gewiss: Selbst wenn es Bätzing gelänge, die Hardliner unter seinen Kollegen auf eine gemeinsame Linie einzuschwören, folgte das Veto aus Rom.

Es bleibe also die alte Masche, analysierte Michael Seewald, Professor für katholische Dogmatik und Dogmengeschichte an der Uni Münster, die Papst-Grätsche: »Man versucht, die Menschen tatkräftig an Zukunftsvisionen mitarbeiten zu lassen, damit sie das Gefühl bekommen, etwas bewirken zu können.« Bis die Gläubigen merkten, dass sie einer Illusion aufsitzen, so Seewald, seien schon wieder ein paar Jahre ins Land gegangen.

Auch Bätzing hat erlebt, wie es ist, gegen römische Gummiwände zu rennen. Im vorigen Herbst wollte er zusammen mit führenden Laienvertretern – also Kirchenprofis wie Theologen, Pastoralreferentinnen oder Diakonen – im Vatikan über deren Mitwirkung an der Leitung von Pfarreien reden. Der Heilige Stuhl lehnte den Besuch ab.

Top-down, also von oben nach unten, ist keine Veränderung zu erwarten. Papst Franziskus, dem anfangs zugetraut wurde, die Verhältnisse im Vatikan aufzumischen, mag noch so oft die Gläubigen zum Mitdenken und Mitmachen einladen. In Wahrheit hat er sich genauso verbarrikadiert wie seine Vorgänger.

»Irgendwann ist dieses Spiel von Ankündigung, Hoffnung, Enttäuschung und neuer Ankündigung aber ausgespielt«, glaubt der Münsteraner Professor Seewald. Und zwar jetzt: Die Zahl der Ungehorsamen wächst.

### Die Rebellion: Frauen an die Macht

An Opposition herrscht längst kein Mangel mehr. Gruppen, die sich nicht mehr ducken wollen, sondern offen gegen Rom agitieren, gibt es viele: das Netzwerk katholischer Lesben etwa, die »Aktion Lila Stola« aus der Reformbewegung »Wir sind Kirche« oder das »Projekt: schwul und katholisch«, das seit Jahrzehnten einmal im Monat Gottesdienst feiert, mit wechselnden Pfarrern.

Ende 2019 ist ein Bündnis katholischer Frauen hinzugekommen, das besonders laut und öffentlichkeitswirksam Gleichberechtigung, mehr Demokratie und ein Ende der Diskriminierung von Frauen, Homosexuellen und Geschiedenen fordert. »Maria 2.0« heißt es und sorgte jüngst bundesweit mit einem Thesenanschlag an Kirchentüren im Stile Luthers für Furore. Auf großen Blättern verlangte die Protestbewegung nicht

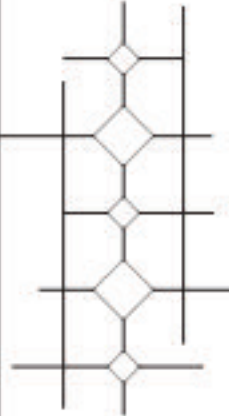


weniger als den Zugang zu allen Ämtern, das Ende von Klerikalismus und Pflichtzölibat.

Maria Mesrian, 46, zählt zu den Frontfrauen von »Maria 2.0«, die Kölnerin ist immer noch Kirchenmitglied, »weil es unsere Kritiker mehr ärgert, wenn ich drinbleibe«. Geschätzt 10 000 Frauen, sagt die Theologin, seien für das Bündnis tätig oder mit ihm assoziiert. Mit dem »Catholic Women's Council« sei gerade ein Netzwerk entstanden, das Frauenrechte in der Kirche weltweit durchboxen solle. Aktivistinnen aus Italien, Spanien oder Irland seien dabei, aus Indien, Afrika und Südamerika: »Wir argumentieren feministisch und politischer als früher, wir brauchen die Zustimmung der Bischöfe nicht.«

Mesrian hofft, dass die Revolte von »Maria 2.0« auf die Männer in der Kirche überspringt: »Viele unterstützen unsere Anliegen, manch einer erhofft sich Rückenwind im Kampf für einen freiwilligen Zölibat.« Natürlich sei die Angst unter den Seelsorgern groß, einige würden von ihren Bistumsleitungen genau beobachtet. Sie hofft indes, dass die Männer dem Druck standhalten. Auch wenn die kirchlichen Entscheider über Macht und Geld verfügen, sieht Mesrian das Momentum: »Wir haben die Öffentlichkeit!«

**Mitglieder der Bischofskonferenz in Fulda 2020:** Rennen gegen römische Gummiwände



**»DIE KIRCHE BEWEGT SICH KEIN STÜCK – WER NEUES VERSUCHT, WIRD ABGEWATSCHT.«**

In der Tat sind auch bei den Themen Zölibat und Frauenfragen die Ergebnisse der SPIEGEL-Umfrage eindeutig: 77 Prozent der befragten Katholiken und Katholikinnen sprechen sich für Frauen in Weiheämtern wie dem des Priesters aus. Noch klarer ist das Votum bei der Frage nach Ehelosigkeit und sexueller Enthaltsamkeit für Geistliche. Fünf von sechs Befragten plädieren für die Abschaffung des Pflichtzölibats; selbst jene über 65 Jahre.

Die Zahlen decken sich frappierend genau mit dem, was der Bremer Banker Carl Kau an der Basis ermittelt hat. Kau, der sich selbst als »Kernkatholiken« bezeichnet, hat dieses Jahr mit anderen die Initiative »Katholischer Klartext« gegründet. 8000 Menschen haben auf der Onlineplattform bislang ihre Meinung zu Fragen priesterlicher Lebensform, Mitbestimmung und Gleichberechtigung geäußert. Im Herbst will Kau die Resultate der Bischofskonferenz übergeben, sein Ziel: »Den Ewiggestrigen zeigen, dass sie mit ihren überholten Haltungen alleine sind.«

Der Widerstand sammelt sich allerorten – und schafft alternative Räume, in denen das kirchliche Patriarchat quasi untergraben wird. Kerstin Völker-Stenzel, 58, war lange ehrenamtlich in einer Gemeinde bei Bonn tätig: »Ich habe es gerne getan, es gibt nichts Schöneres, als Christin zu sein.« Drei Jahre lang habe sie mit sich gerungen, Briefe an ihren Erzbischof Woelki geschrieben, ihre Kritik öffentlich gemacht. Anfang des Jahres ist sie ausgetreten. »Die Kirche bewegt sich kein Stück vom Fleck, und wer versucht, etwas Neues anzustoßen, wird sofort abgewatscht.«

Völker-Stenzel erlebt nun, wie man seinen Glauben auch außerhalb der Kirche praktizieren kann: »Ich bin jetzt bei den Alt-Katholiken, die auch Frauen im Priestertum haben.«

Die Bonner Alt-Katholiken feiern Hausgottesdienste am Rhein, im Wald oder auf Friedhöfen, ohne Priester. Es sind Treffen mit Diskussionen und Liturgie, bisweilen zweieinhalb Stunden lang. »Wir reden über unser Gottesbild«, sagt Kerstin Völker-Stenzel, »ganz frei und ohne erhobenen Zeigefinger.«

Solch einen Akt der Selbstermächtigung beobachten konservative Geistliche mit großem Argwohn. Wenn die Liturgie, die Sakramente betroffen sind, kennt die katholische Kirche kein Pardon. Deshalb nennt das »Netzwerk Diakonat der Frau« seine dreijährige Fortbildung auch

nur »diakonische Leitungsdienste« für Frauen in der Kirche.

Denn im rheinischen Waldbreitbach bereiten sich derzeit 16 Frauen auf ein Amt vor, das sie laut Kirchenrecht gar nicht ausüben dürfen: Der Beruf des Diakons ist Männersache. Frauen aus zehn Bistümern besuchen die Kurse, sie kommen aus allen gesellschaftlichen Bereichen, Ärztinnen sind darunter, Sozialarbeiterinnen.

»Die Fortbildung bewegt sich im Rahmen des Kirchenrechts«, betont Jutta Mader vom Katholischen Deutschen Frauenbund in Trier, »die Bischöfe sind in Kenntnis gesetzt.« Um das Recht nicht zu brechen, arbeiten die verkappten Diakoninnen anschließend ausschließlich ehrenamtlich – sie helfen Flüchtlingen, unterstützen Alleinerziehende, betreuen Hausaufgaben, stehen Kranken zur Seite. Viel Arbeit also für wenig kirchliche Anerkennung und ohne Lohn. »Sie tun es, weil sie eine Berufung spüren, Menschen vom Rand in die Mitte zu holen«, erklärt Mader.

Ihre Diskriminierung wirkt wie aus der Zeit gefallen. Kümmert das die Bischofskonferenz? Oder den Vatikan? »Wir verstehen nicht, warum die Hälfte der Welt ausgeblendet wird«, sagt Jutta Mader, »Gott hat doch Mann und Frau geschaffen.« Einige Vertreterinnen der Protestbewegung »Maria 2.0« wollen deshalb die katholischen Weiheämter generell abschaffen. Mader ist sich sicher: »Auch an der Frauenfrage wird sich die Zukunft der Kirche entscheiden.«

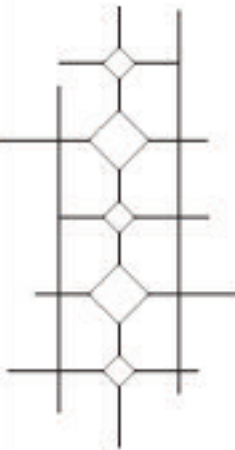
Das sieht im weiteren Sinne auch Mirjam Gräve so. Die 44-jährige Religionslehrerin engagiert sich seit zehn Jahren im »Netzwerk katholischer Lesben«, in dem rund 60 Frauen einander unterstützen, ihren Glauben zu leben. »Es sind Frauen darunter«, sagt Gräve, »die als Gemeindefreferentinnen tätig waren und wegen ihrer Sexualität den Job aufgeben mussten.« Manche von ihnen bekamen sogar Mahnbriefe aus Rom.

Homosexuelle Kirchenangestellte leben wegen des rigiden katholischen Arbeitsrechts stets mit dem Risiko, ihre Stelle zu verlieren. Es ist eine Art römisches Roulette: Es kann passieren, muss aber nicht.

Als Religionslehrerin, sagt Gräve, »benötige ich die Missio, also die Lehrerlaubnis der Kirche«. Und da sie die Berechtigung, Kinder zu unterrichten, jederzeit verlieren könne, hat die Rheinländerin vorgesorgt und neben Religion und Geschichte mit Pädagogik ein drittes Fach studiert: »Ich wollte mich auf keinen Fall in die Abhängigkeit der katholischen Sexualmoral begeben.«



»Maria 2.0«-Aktivistin Mesrian: Zugang für Frauen zu allen Kirchenämtern



»WENN SICH ZWEI MENSCHEN LIEBEN, KANN DAS NICHT GEGEN GOTTES WILLEN SEIN.«

### Die Aufmüpfigen: »Der Fisch stinkt vom Kopf«

Für den Vatikan ist die Sache ganz einfach: Homosexualität ist nicht normal, sie gehört gezügelt oder unterdrückt, homosexuell aktive Paare leben in Sünde. Am Sonntag und Montag der vergangenen Woche traten dennoch 100 Gemeinden, verstreut über das ganze Bundesgebiet, den Beweis an, dass sich längst nicht mehr alle Priester sklavisch nach der Lehrmeinung aus Rom richten. Im Rahmen von Gottesdiensten taten sie, was Papst Franziskus streng untersagt hat: Sie gaben homosexuellen Paaren den kirchlichen Segen.

Die Aktion #Liebegewinnt schaffte es in die »Tagesschau«, in die Kommentarspalten deutscher Zeitungen, sogar die »New York Times« berichtete. »Wenn sich zwei Menschen lieben, kann das nicht gegen Gottes Willen sein«, rechtfertigte der Kölner Pfarrvikar Ulrich Hinzen die konzentrierte Befehlsverweigerung. Dass die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare die Grundfesten katholischer Überzeugungen erschüttert, bemerkte Hinzen schon in der Nacht vor dem Gottesdienst. Da setzten Unbekannte die vor der Kirche aufgehängten Regenbogenfahnen in Brand.

Auch Holger Allmenroeder, 58, zählte zur Hundertschaft aufmüpf-

ger Geistlicher von #Liebegewinnt. Er läuft über den Hof seiner Pfarrei in Seligenstadt bei Frankfurt am Main. Sein Hemd ziert ein Anstecker, ein regenbogenfarbenes Kreuz, »das ist das Bekenntnis Kreuz für schwule Katholiken«, sagt der Priester. Ein Generalvikar habe ihm vor Jahren auferlegt, das Regenbogenkreuz nicht mehr zu tragen. »Ich habe das zur Kenntnis genommen«, sagt Allmenroeder lächelnd.

Er hat seine Homosexualität nie verheimlicht, schon im Theologiestudium in Bonn, so sagt er, hätten alle Bescheid gewusst. Ende der Neunzigerjahre habe ihm der damalige Kölner Kardinal Meisner mitgeteilt, dass er in seinem Erzbistum nicht erwünscht sei. Allmenroeder bewarb sich in anderen Diözesen, das Bistum Mainz nahm ihn schließlich. Anfang 2014 bekannte er sich öffentlich, schwul zu sein.

Er wollte ein »Zeichen setzen«, anderen Mut machen. Einen Verstoß gegen die Leitlinien aus Rom sieht er darin nicht. »Als Priester lebe ich zölibatär, ich heirate also nicht. Das habe ich mit meiner Weihe versprochen. Alles andere ist eine innere Angelegenheit.« Allmenroeders Glück ist, dass sein Vorgesetzter Peter Kohlgraf zu den liberalsten Bischöfen Deutschlands zählt. Er schätze ihn als engagierten Pfarrer, sagt Kohlgraf: »Es gibt für mich keinen Grund, Fragen nach sexueller Orientierung mit ihm zu problematisieren.«

So gut der Priester aus Seligenstadt mit seinem Bischof klarkommt, so schlecht ist sein Verhältnis zu den Verfechtern der reinen Lehre in Rom: »Dort wird bevorzugt zu Themen der Sexualmoral die Vorgestrigkeit gepredigt.« Dazu die schleppende Aufarbeitung des Missbrauchsskandals, das starre klerikale System und ein Priestertum, das nicht auf Augenhöhe mit den Menschen agiere. Allmenroeder kann sich ziemlich in Rage reden: »Der Fisch stinkt vom Kopf.«

Reformen seien aus Rom nicht zu erwarten: »In Deutschland müssen die Bischöfe schauen, wie sie das Ding geschaukelt kriegen.«

### Das Dogma: Nur ein Fake

Wer sich hierzulande in Pfarreien umhört, bekommt rasch einen Eindruck, wie groß die Kluft zwischen Dogma und Realität ist: dass der Zölibat häufig nur ein Fake ist. Sexuelle Enthaltsamkeit ist ein Problem unter katholischen Geistlichen. Viele leben in Beziehungen – und nicht nur, wie in der guten alten Zeit, mit ihren Haushälterinnen. Es gibt Pfarrer mit Kindern; es gibt schwule Priester mit Freund

und sogar welche, die einen Deal mit Lesben eingegangen sind, um Kinder zu bekommen.

Papst Franziskus, so sehen es manche Kirchengeschichtshistoriker, könnte sagen: »Na und?« Und mit einem Federstrich Verlogenheit und Doppelmoral beenden. Denn ein so ehernes Gesetz ist der Zölibat gar nicht. Vor zwei Jahren stellte der Münsteraner Professor für Kirchengeschichte Hubert Wolf in einem Buch 16 Thesen auf, in denen er die Unabdingbarkeit dieser Vorschrift widerlegt. »Es gibt weder einen Auftrag Christi noch ein göttliches Gebot noch eine apostolische Anordnung, die den Zölibat für Priester verbindlich vorschreibt«, sagt Wolf, der 1985 selbst die Priesterweihe empfing. Selbst das Zweite Vatikanische Konzil (1962 bis 1965) erachte die Enthaltensamkeit als »angemessen«, aber nicht als wesentlich für den Dienst.

Wolf weist nach, dass es keine einzige einheitliche, über die Jahrhunderte geltende Begründung für den Zölibat gibt. Argumentiert wurde nach Mode oder Opportunität, nicht selten regional unterschiedlich. So wurde im Münsterland im 17. und 18. Jahrhundert das Priesteramt vom Vater auf den Sohn übertragen. In den sogenannten Ostkirchen – also den Kirchen im östlichen Christentum – sind verheiratete Priester die Regel.

Andererseits: Was gewänne die katholische Kirche, schüfe sie den Pflichtzölibat ab, ließe den Frauendiakonat zu und erlaubte die Segnung gleichgeschlechtlicher Ehen – und was riskierte sie? Hilft es, wenn Katholiken immer protestantischer werden? Selbst liberale Kräfte sehen die Gefahr, den Markenkern der katholischen Kirche damit aufzuweichen.

Die evangelische Kirche ist da kein gutes Vorbild. In einer Zeit, in der die großen Fragen des Daseins auch von Coaches, Therapeuten oder anderen Lebensoptimierern beantwortet werden, ist die Selbstsäkularisierung des Protestantismus so weit fortgeschritten, dass dieser von vielen für irrelevant und entbehrlich gehalten wird. Anders sind die ähnlich hohen Austrittszahlen aus der evangelischen Kirche kaum zu erklären.

Wichtiger scheint deshalb der Aspekt der Personalgewinnung. Denn schneller noch als Gläubige gehen der katholischen Kirche die Geistlichen aus. Vielerorts müssen Pfarreien zu XXL-Seelsorgeeinheiten zusammengelegt werden.

Ulrich Hund, 57, Pfarrer aus Markdorf am Bodensee, ist dafür ein gutes Beispiel. Er ist inzwischen für sechs Gemeinden mit mehr als 10 000 Katholiken zuständig. »Die kann ich natürlich nicht mehr alle persönlich kennen«, bedauert Hund. Sein Alltag ist von Eile geprägt, läuft es normal, bekommen ihn die Gläubigen im Gottesdienst alle zwei Wochen zu sehen. Ohne sein Team, sagt Hund, könne er die Arbeit nicht bewältigen: ein Vikar, eine Pastoral- und eine Gemeindefereferentin und ein Diakon, im Hauptberuf Zahnarzt, der Predigten und Beerdigungen übernimmt. »Die Zusammenlegung von Pfarreien zu Großgemeinden kann die Mängel nur kaschieren, nicht beseitigen«, klagt Hund.

Egal ob geweihte Priester oder Pastoralreferentinnen: Offene Stellen gibt es zuhauf, in allen Bistümern. In Trier hat man deshalb beschlossen, die 887 bestehenden Pfarreien in 172 Großpfarreien zu verwandeln – mit jeweils einem Priester als Leiter. In Mainz, wo in den vergangenen Jahrzehnten bereits mächtig fusioniert wurde, sollen aus 134 Seelsorgeeinheiten 50 Großpfarreien werden. Bischof Kohlgraf setzt dabei verstärkt auf Laien in der Betreuung der Gläubigen.

Gern hätten manche Bistümer ihren Pastoralreferenten auch die Leitung einer Pfarrei übergeben. Kaum war die Idee ausgesprochen, kam aus Rom das Nein.

Noch leichter fiel die Stellenbesetzung, wenn weibliche Diakone zugelassen würden. Aber auch diese Lösung steht nicht im Raum. Wegen Papst Franziskus.

Aus mitteleuropäischer Sicht ist dieser Starrsinn schwer nachzuvollziehen. Im Vatikan jedoch hat man das große Ganze im Blick, mithin die Befindlichkeit und den tiefen Glauben von Abermillionen Katholiken in anderen Erdteilen. Würde man sie zwangsläufig verlieren, wenn man zu große Zugeständnisse an die Reformer etwa in Deutschland machte? Wäre ihnen die Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften zu vermitteln?

Der Mainzer Priesteranwärter Deick berichtet von Gaststudenten in seinem Seminar, etwa aus Nigeria, denen die Debatten um Modernität völlig fremd seien. »Katholikentagsdiskussionen«, meint Erzbischof Marx, »kennt man in anderen Ländern so nicht.«

Fraglos sind die Erdteile gesellschaftspolitisch in verschiedenen Geschwindigkeiten unterwegs. Doch Rom versucht nicht einmal, diese Unterschiedlichkeit auszutarieren und das Dilemma aufzulösen. Über eine Reform nur zu reden gilt im Vatikan schon als Verrat an von Gott gewollten Gesetzen.

So hat den Heiligen Stuhl eine tiefe Furcht ergriffen: dass es die Einheit der Weltkirche zerreiße. Progressive Geistliche seien sich ei-

nig, sagt der Kölner Pfarrvikar Hinzen: »Rom hat Angst vor der Kirchenspaltung.«

### Die Aussichten: »Auch cool sein«

Der Spielraum für Georg Bätzing ist also klein. Vorigen Samstag, beim Ökumenischen Kirchentag, den viele Hardliner als Teufelszeug betrachten, war der Vorsitzende der Bischofskonferenz dabei, als katholische und evangelische Gläubige gemeinsam die heilige Kommunion empfangen. Bätzing ist Reform- und Realist gleichermaßen: »Wir merken, dass die alten Bilder von Seelsorge in der Kirche nicht mehr tragen, aber wir haben noch keine neuen Bilder.« Nur noch etwas über die Hälfte der Bundesbürger ist Mitglied in einer der beiden großen Kirchen. »Wir befinden uns in einem epochalen Umbruch von Kirche und Christsein«, weiß Bätzing.

Er hat dafür gesorgt, dass im Juli erstmals eine Frau und erstmals eine Nichtgeistliche das Generalsekretariat der Bischofskonferenz übernimmt: Die Theologin Beate Gilles, 51, war zuletzt Dezernentin für Kinder, Jugend und Familie in Bätzings Limburger Bistum. Er hat sich vorgenommen, die kirchliche Strafprozessordnung zu ändern und die Verwaltungsgerichtsbarkeit zu reformieren – damit die Bischöfe de facto nicht länger Gesetzgeber, Kläger und Richter in Personalunion sind. Er weiß zudem, dass es viel Aufmerksamkeit braucht in der Frage, wer für den Priesterberuf geeignet ist.

Die DBK hat die Auswahlverfahren deutlich verschärft. »Die Auslese ist ziemlich streng geworden«, sagt Tonke Dennebaum, Regens am Mainzer Priesterseminar. »Wir nehmen bei Weitem nicht alle.« Externe Gutachter befragen die Bewerber und schätzen deren psychosexuellen Reifegrad ein. Sollte retardierende Adoleszenz festgestellt werden, also Unreife, scheidet der Kandidat aus.

So weit die Theorie. In der Praxis scheinen aber nicht alle Bistümer die gleichen Kriterien anzuwenden. Anders ist das Schicksal des



**Schwuler Priester Allmenroeder:** »Ich heirate nicht, alles andere ist eine innere Angelegenheit«



**Kardinäle mit Politikern im Berliner Olympiastadion\***: »Rom hat Angst vor der Kirchenspaltung«

Priesteranwärters Henry Frömmichen kaum zu interpretieren.

Seit seiner Erstkommunion, sagt der 21-Jährige aus Allmendingen, sei er fasziniert gewesen von »der Atmosphäre, der Liturgie, dem ganzen Drum und Dran in der Kirche«. Er wurde Messdiener, die Kirche zu seiner Heimat. Nach seinem Coming-out als Homosexueller 2015 befürchtete er vor allem eins: dass er kein Priester mehr werden könne.

Erst zehn Jahre zuvor hatte Papst Benedikt XVI. verfügt, dass Priesteramtskandidaten mit »tiefsitzenden homosexuellen Tendenzen« oder Unterstützer einer »sogenannten homosexuellen Kultur« nicht geweiht werden dürften. Sie seien nicht in der Lage, »korrekte Beziehungen zu Männern und Frauen aufzubauen«.

Frömmichen wollte es trotzdem versuchen. Nach einer Ausbildung zum Bestatter bewarb er sich am Münchner Priesterseminar St. Johannes der Täufer. Im folgenden Gespräch fragte ihn der örtliche Regens nach Liebesbeziehungen. »Ich habe Erfahrungen bejaht, aber mich nicht als schwul geoutet«, so Frömmichen. »Aber denen war sowieso klar, dass ich homosexuell bin.«

Das Seminar nahm ihn im September 2020 zum Propädeutikum auf. Er möge prüfen, ob das Priesteramt für ihn das Richtige sei. Zunächst sei er gelobt worden für sein Engagement, sein Orgelspiel, seine fröhliche Art, sagt Frömmichen. Doch nachdem er ein Foto von sich und dem schwulen Protagonisten der TV-Dating-Show »Prince Charming« auf Instagram gepostet hatte, kam das Aus: Am 30. November teilte die Seminarleitung mit, Frömmichens Umgang mit sozialen Medien lasse erkennen, dass er derzeit nicht für eine Ausbildung zum Priester geeignet sei.

Frömmichen erklärt, er habe den TV-Profi zufällig getroffen: »Ich wollte meinen Followern zeigen, dass ich ein fortschrittlicher Mensch bin und dass angehende Priester auch cool sein können.« In der Kirche kam

das anders an: Frömmichen propagiere Homosexualität und sei daher nicht tragbar für die Diözese, so der Vorwurf. Frömmichen vermutet eher, seine dreijährige Beziehung zu einem Mann habe die entscheidende Rolle gespielt. Weder der Leiter des Priesterseminars noch das Erzbistum München und Freising wollten sich auf Anfrage dazu äußern.

Es ist die Bigotterie der Kirche, die Frömmichen wütend macht. Wer sich offen homosexuell zeigt, werde bestraft, während die Seminare bedenkenlos Schwule aufnahmen, die ihre Identität versteckten und heimlich auslebten. »Es kann auch unter Seminaristen Männerbesuche, Sex und Beziehungen geben, all das ist ja nur menschlich.« Das mache sie nicht zu schlechteren Seelsorgern.

Frömmichen denkt nicht daran, aus der Kirche auszutreten. Er will für eine Kirche kämpfen, »in der sich niemand verstecken und verstellen muss«. Er fände es schade, »wenn nur aufgrund des blinden und arroganten Handelns der Institution die Botschaft verloren ginge«, sagt er.

Die Kirche stehe nicht vor einem Schisma, »sie ist längst gespalten«, meint Frömmichen. Nördlich der Alpen könne kaum jemand die Verbote des Vatikans nachvollziehen. »Die Kirche, wie sie heute ist, hat verdient zu sterben. Ich wünsche ihr, dass sie ihren alten Leib wie Jesus abstreift und ein neuer entsteht.«

### Die Forderung: Raus mit der Wahrheit

»Die katholische Kirche ist weder Museum noch Weltkulturerbe.« Ein schöner, wahrer Satz. Bischof Reinhard Marx hat ihn gesagt. Doch weil die Kirche von einem Papst regiert wird, dem seit 1870 in Lehrentscheidungen ex cathedra Unfehlbarkeit unterstellt wird, bleiben Gewissheiten gewiss, unantastbar.

Die Bischofskonferenz hat sich 2002 erste »Leitlinien« im Umgang mit Missbrauch ge-

geben. »Die Fürsorge der Kirche gilt dem Opfer.« Acht Jahre später, als das Ausmaß der Pädokriminalität im Namen des Herrn sichtbar wurde, stellte sich heraus, wie wenig diese Leitlinien beachtet worden waren.

Zu Beginn dieses Jahres veröffentlichte das Erzbistum Berlin ein Gutachten zu Missbrauchsfällen in der Zeit von 1946 bis 2020. Oder genauer: Es veröffentlichte 226 Seiten. Weitere 443 Seiten blieben geheim. Das Erzbistum habe keine personenbezogenen Daten veröffentlichen und nicht mit Tatschilderungen Voyeurismus Vorschub leisten wollen, hieß es. Die 121 Betroffenen sollten auch nicht retraumatisiert werden. Also blieben die 61 Beschuldigten ungenannt.

Geht so Wahrheitsfindung?

Matthias Katsch, 58, ist ein Betroffener. 2010 machte er publik, von Jesuitenpatern 1977 sexuell misshandelt worden zu sein. Er gründete die Betroffeneninitiative »Eckiger Tisch«. »Die perfide Argumentation des Nichtveröffentlichens«, sagt Katsch, zeige doch, dass man die Aufarbeitung nicht der Täterorganisation überlassen dürfe.

Das Problem: Alles, was vor 1990 war, ist fast immer verjährt. Und damit dem Zugriff einer Staatsanwaltschaft entzogen.

»Ist es akzeptabel für einen Rechtsstaat, dass ein systemisches Versagen einer Institution nicht aufgearbeitet wird?«, fragt Katsch und gibt die Antwort gleich selbst: »Es geht ja nicht um eine endlose Kette von Einzelfällen, sondern um das Zusammenwirken bischöflicher Verwaltungen mit staatlichen Stellen, um Dinge unter der Decke zu halten.«

Spätestens jetzt, da ihre Glaubwürdigkeitskrise die Kirche jedes Jahr Hunderttausende Gläubige kostet, brauche es, so Katsch, eine unabhängige Instanz, die Zugriff auf alle kirchlichen Personalakten erhält: eine vom Parlament eingesetzte Wahrheitskommission. Nach dem Vorbild der Royal Commission, die in Australien, Kanada und Großbritannien die dortigen Verfehlungen von Geistlichen untersucht habe. Dazu seien politischer Wille nötig und eine gesetzliche Grundlage, ähnlich der Aufarbeitung der Stasi-Machenschaften von 1991 an. »Der Staat ist den Opfern schuldig zu klären, was war«, sagt Katsch.

Doch ist die Politik dazu bereit? Bischof Bätzing hat signalisiert, dass man sich eine solche Kommission vorstellen könne. In Kirchenkreisen wird die Chance gesehen, mit der Arbeit einer neutralen Instanz verlorenes Vertrauen zurückzugewinnen. »Es ist der einzige Weg«, sagt Pfarrvikar Hinzen.

Fraglich bleibt, ob der Papst diesen Weg mitgeht. Viele Personalakten liegen im Geheimarchiv des Vatikans. Mehr als einmal hat Franziskus deutschen Bischöfen gesagt: »Die Welt schaut auf euch!«

Ob das eine Ermutigung oder eine Drohung war, das weiß man nicht. Wie so oft bei diesem Pontifex.

Felix Bohr, Annette Langer, Christian Parth, Alfred Weinzierl

\* Bei der Messe mit Papst Benedikt XVI. am 22. September 2011.